Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 9 (1925)
Heft: 11-12

Artikel: Wissenschaftler oder Wissenschafter?
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419584

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neunter Jahrgang.
Nr. 11/12.

Mitteilungen
des
Deutschschweizerischen Sprachvereins

Küsnacht (Zürich),
Winter- und Christmonat 1925

Beilage: Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postscheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: G. Iseli, Bern.

9 Schweiz. Landesbibliothek, Bern

Wissenschaftler oder Wissenschafter?

In der „Neuen Zürcher Zeitung" ereiferte sich kürzlich ein Einsender unter dem Titel „Verdeutschungssucht" (!) über die Frechheit der „Sprachnörgler", statt Wissenschaftler zu sagen Wissenschafter, was grundfalsch sei, denn das Wort sei entstanden aus „Wissenschaftl(ich Gebildet)er" (also zu lesen in der „Neuen Zürcher Zeitung" 1925, Nr. 408!!), und man sage ja auch Basellandschäftler und Markgräflerinnen und Künstler und nicht Künster.

Ob man Wissenschafter oder Wissenschaftler sagen solle, das hat mit Verdeutschungssucht nichts zu tun, das eine ist so deutsch wie das andere, nur vielleicht nicht so gutes Deutsch. Die Ableitung von Wissenschaftler aus „Wissenschaftl(ich Gebildet)er" erinnert lebhaft an den bekannten chemischen Versuch: Man legt das Tausendguldenkraut in eine Säure; dann verbindet sich das Kraut mit der Säure zu dem mit Recht so beliebten Sauerkraut, und dabei werden erst noch 1000 Gulden frei! Wir sagen freilich Künstler, Tischler, Aelpler, könnten demnach also Wissenschaftler sagen, aber wir sagen nicht Handwerkler, Sängler, Eigentümler, auch nicht Bäckler und Metzgler. Es gibt in der Tat und zur Freude der Menschheit Markgräflerinnen und Basellandschäftler, aber keine Elsäßlerinnen und keine Schweizler, keine Solothurnlerinnen und keine Bernler, auch keine Neue Zürchler Zeitung; auch Eglisäuler, Küsnächtler, Erlenbächler und Herrlibergler gibt es nicht. Mit ein paar Beispielen, die einem gerade einfallen und in den Kram passen, kann man noch nicht viel beweisen; es gibt manchmal bedeutend mehr Fälle für das Gegenteil. So auch hier. Die Ableitung auf —er ist die Regel, die auf —ler durchaus die Ausnahme und meistens durch falsche Anlehnung an richtige Fälle entstanden. Die Ableitung auf —er kommt schon im Althochdeutschen vor (—ari, mittelhochdeutsch —aere) und bezeichnet Personen, die mit dem Gegenstande des Grundwortes zu tun haben: Bürger, Handwerker, Eigentümer, Taglöhner usw.; dazu gehören die meisten (ein paar Dutzend!) Berufsnamen vom Fischer über den Krämer und den Maurer bis zum Wurster; auch andere „Beschäftigungen" können so angedeutet werden: Mörder, Räuber, Spieler, aber auch die Herkunft: Zürcher, Genfer, Norweger, Inder, oder das Lebensalter: Paul Ilg ist ein rüstiger Fünfziger und kein Fünfzigler. Pauls Grammatik führt ohne die unzähligen von Eigennamen abgeleiteten gegen hundert Beispiele an!

Bei einigen dieser Wörter aber endet nun das Grundwort auf l, und wenn daran die Endung —er tritt, so gibt das zusammen allerdings —ler. Wer Sättel macht, ist ein Sattler (so auch Gürtler, Kübler), wer von Basel ist, ein Basler, wer die Fiedel streicht, ein Fiedler (aber wer Geige spielt, ein Geiger), wer bettelt, ein Bettler. Nach solchen Mustern ist das l dann freilich in einige wenige Wörter eingedrungen, wo es nicht hingehörte: Tischler (früher und in gewissen Mundarten heute noch Tischer, neben Schreiner), Spengler (von Spange), und so auch bei Künstler, das zwar auch von künsteln abgeleitet sein könnte, doch liegt im Hauptwort nichts von der Geringschätzung, die wir ins Zeitwort legen; da mag das Vorhandensein des Eigenschaftswortes künstlich etwas mitgewirkt haben, wie auch bei wissenschaftlich, aber das Wort Künstler ist nicht entstanden aus „künstl(ich oder —erisch Tätig)er", so wenig wie Tischler aus Tischl(ich Tätig)er". Uebrigens kannte das Mittelhochdeutsche wohl die Formen Kunster und Künster, aber nicht Künstler; es gab ein mittelhochdeutsches Zeitwort „kunstelieren" für „Künste treiben". Bei den meisten andern Bildungen auf ler, namentlich bei den neueren, hören wir aus der Ableitungssilbe etwas von Geringschätzung heraus: Zuchthäusler, Armenhäusler (aber ja nicht: Schaffhäusler!), Hinterwäldler; auch Sommerfrischler, Freischärler, Protestler, Vierfüßler klingen nicht gerade achtungsvoll. Die Städter sprechen von den Dörflern, die Dorfbewohner von den Städtlern; amtlich ist man Generalstabsoffizier und nicht Generalstäbler; ein Barfüßler ist noch kein Barfüßer, Körner ist kein Nachzügler Schillers, sondern sein „Epigone", die Eisenbahner wollen keine Eisenbähnler sein, die Postbeamten keine Pöstler, die Abstinenten keine Abstinenzler oder Temperenzler; bei Neusprachler klingt dieser geringschätzige Ton freilich nicht mit, aber das ist eine der seltenen Ausnahmen. Man will — um insbesondere die Ableitungen von schaft zu betrachten — ein angenehmer Gesellschafter sein und nicht ein Gesellschaftler (oder -schäftler); man ist Genossenschafter, vielleicht sogar Burschenschafter und Botschafter; also kann man doch wohl auch ein Wissenschafter, z. B. ein Volkswirtschafter, sein. Nach dem Muster von Basellandschäftler müßte Herr A. G. P. sogar sagen Wissenschäftler, aber auch einen Künstler der Landschaftsmalerei nennt man einen Landschafter, obschon er ein „Landschaftl(ich Malend)er" ist! In der Regel empfinden wir das l in den Ableitungssilben eben doch als äußerlich oder innerlich verkleinernd; wir sind daran gewöhnt von den unzähligen Wörtern auf —lein her (z. B. mundartlich Stündeli, davon Stündeler); auch viele Zeitwörter auf eln enthalten diese Vorstellung im Gegensatz zur Form ohne l: hüsteln zu husten, lächeln zu lachen, liebeln zu lieben; einige, von denen wir das Grundwort nicht kennen, bezeichnen, zum Teil geradezu lautmalerisch, etwas irgendwie

Kleinliches: nörgeln, rascheln, krabbeln. Von manchen sind wieder Hauptwörter auf lei abgeleitet, die ebenfalls häufig Geringschätzung ausdrücken: Liebelei, Mäkelei, Nörgelei.

Es ist also durchaus begreiflich, wenn jemand aus dem Wort Wissenschaftler etwas Kleinliches heraushört, wenn ihm Wissenschafter männlicher klingt. Die Form mit l mag etwas älter sein als die andere, aber so alt ist das Wort nicht, daß heilige Gefühle damit verbunden wären wie bei Minne und Lenz, Eidam und Muhme, Hain und Eiland; Grund zu solcher Entrüstung, wie sie Herrn A. G. P. ergriffen zu haben scheint, liegt kaum vor. In Frankreich entscheidet eine Akademie, was richtig sei und was falsch; die deutsche Sprache ist freier, und jeder hat das Recht zu verbessern. Das hat freilich den Nachteil, daß sich dann jeder für eine Akademie hält und alles, was seiner Gewohnheit nicht entspricht, als Nörgelei empfindet.

Protzerei Bell * Restaurant Größenwahn.

Vor einigen Monaten wurde am Limmatstrande ein Geschäftsgebäude eröffnet, das mit Recht als ein neuer Schmuck des Stadtbildes gepriesen wurde: das „Bell-Haus". Der Bau sucht neuzeitliche Geschäftsbedürfnisse mit heimatlich einfachen und doch gefälligen Formen zu befriedigen. Schlecht ist an diesem Hause „nur die Sprache". Da liest man nämlich über dem Erdgeschoß in stattlichen Kupfer-Buchstaben

Boucherie Bell Charcuterie * Restaurant Regina Tea Room

Also französisch-lateinisch-englisch, nur kein Wort deutsch. Und doch: wer wollte behaupten, das sei nötig oder auch nur nützlich? Wieviel Viertelpfund Fleisch- und Wurstwaren würden wohl weniger verkauft in diesem Laden, wenn es hieße Metzgerei und Wursterei? Sogar ein durchreisender Eskimo würde es mit Hilfe des Schaufensters verstehen *). Das Wort Wirtschaft für ein „richtiges" Restaurant wäre wohl „beinahe wirklich" zu volkstümlich; da kann man fast nichts dazu sagen, aber was für eine Königin ist gemeint mit Regina? Das Neueste in dieser Bauernfängersprache ist aber der Tea-room. Vor unserer Landesausstellung von 1914, an welcher „Landes"-Ausstellung ein Tea-room mit goldenen Buchstaben den wackern „Landsleuten" zur Erfrischung winkte, sah man es bei uns selten, höchstens an ausgesprochenen Fremden-Orten; jener vaterländische Anlaß, an dem man ja u. a. im „Dörfli" ein Heimatschutztheater blühen ließ, scheint der Ausgangspunkt für den Siegeszug dieses „Kulturfaktors", des Teeraumes, gewesen zu sein. Zunächst bezeichnete das Wort bei uns nicht bloß das blonde Getränk, zu dessen Genusse der Raum bestimmt war, sondern auch einen gewissen Stil der Einrichtung; es paßte noch einigermaßen zum englischen Gepräge des Ganzen und zur wirklichen oder scheinbaren Staatszugehörigkeit der Besucher, aber bald hieß jede Feinbäckerei, wo man noch ein Marmortischchen für zwei Kaffeetassen aufstellen konnte, Tea-room, und erst recht, wenn der Besitzer zu diesem Zwecke sein „Lokal" vergrößert hatte! Heute findet man bald in jedem Neste eine solche Stätte zur Pflege „bodenständiger Kultur und heimatlicher Eigenart". In einem Dorf am Zürichsee steht ein Tea-Room an einer Stelle, wo niemals ein Fremder hinkommt, weil nur die Eingeborenen den Fußweg benützen.

Aber sogar aus der gebildeten Stadt Basel wird uns berichtet, zu einem Zuckerbäcker, der seine neu eingerichtete Teestube auch Tea-Room nennen zu müssen glaubte, sei ein Jüngferchen gekommen mit den Worten: „I hätt gärn fir zäh Santim vo däm Teearoom". — John Kabys von Seldwyla, der „Schmied seines Glücks", ist vorläufig noch unsterblich.

Einen solchen Tea Room hat natürlich (laut Berner „Bund") auch das „Grd. Café du Théâtre" am Theaterplatz und an der Hotelgasse in „Berne"; es hat auch trotz „zivilen Preisen" eine „soignierte Küche" und ein „Restaurant français im 1. Stock". Wenn alles französisch wäre an der Anzeige, wenn z. B. die französisch sprechenden Gäste auf das Restaurant français au premier étage aufmerksam gemacht würden, könnte man das sprachlich noch begreifen (weniger leicht politisch!); man scheint damit zu rechnen, daß deutsch sprechende Gäste lieber ein restaurant français besuchen und verweist sie deshalb in den 1. Stock. Ganz deutsch und echt deutsch ist an der ganzen Anzeige nur die Stelle: „Gute Weine".

Erfreulicher ist, was man uns aus St. Gallen berichtet:

Der Kaufmännische Verein St. Gallen besitzt an der Merkurstraße ein stattliches Haus, in dem die Verwaltung des Vereins, eine Stellenvermittlung, viele Sitzungszimmer, die Handelsschule, eine Wirtschaft usw. untergebracht sind. Das Haus, im besonderen die Wirtschaft, hat bis vor kurzem den Namen „Merkur" getragen. Nun hat der Vorstand des Vereins das Haus umgetauft und ihm den Namen „Zur Kaufleuten" gegeben. Das ist erfreulich und zu begrüßen, denn dieser einheimische Name steht uns doch gewiß näher als der des römischen Gottes. Die sprachliche Form „Zur Kaufleuten" ist uns freilich nicht sehr geläufig; sie mag manchem etwas ungewohnt, zum mindesten gesucht erscheinen; ja, der eine und andere findet sie vielleicht falsch, sprachwidrig. Man hat denn auch wirklich in Zeitungen schon von dieser oder jener Versammlung lesen können, die im Restaurant „Zu den Kaufleuten" stattfinde. Es ist aber gar nicht nötig, die vom Vorstand gewählte Form zu ändern. „Zur Kaufleuten" ist nicht sprachwidrig, höchstens etwas altertümlich, dafür aber bodenständig. Man muß sich nur dazu denken „Zunft" oder „Stube"; wenn wir sagen, wir seien „im Ochsen" oder „in der Krone" gewesen, meinen wir das auch nicht wörtlich, sondern „im Wirtshaus zum Ochsen" oder „zur Krone". „Zur Kaufleuten" heißt also „in der Zunft zu den Kaufleuten". In Zürich heißen zwei alte Zunfthäuser „zur Zimmerleuten" und „zur Saffran"; übrigens gibt es dort auch ein Haus „zur Kaufleuten". Auf alle Fälle ist „zur Kaufleuten" natürlicher, bodenständiger und — demokratischer als „Merkur", „Merkatorium" und dergleichen; auch Métropole, du Nord, Tivoli u. a. sagen den meisten von uns herzlich wenig; wenn ein „Tivoli" (im Volksmund „Tifeli"!) fast oder ganz mitten in der Stadt steht wie in Zürich und Biel, hat es gar keinen Sinn mehr; denn im alten Tibur, dem heutigen Tivoli hatten die alten Römer ihre Landhäuser.

Sprachhilfe für Basel!

In Basel hat man für den Verkehr in den belebten Straßen der innern Stadt die Anordnung treffen müssen, daß sich der Verkehr nur noch in einer Richtung bewegen darf. Im Ausland nennt man das sens unique

---

***) Ein Mitglied in Unterwalden berichtet uns auch erfreut von der Verwandlung einer dortigen Boucherie in eine Metzgerei — offenbar ein Erfolg des eifrigen Sekretärs des Metzgermeisterverbandes.**